

die BRUCHSTÜCKE



AUS DER GESCHICHTE DER JUDEN IN SCHLESSEN

Die BRUCHSTÜCKE

AUS DER GESCHICHTE DER JUDEN IN SCHLESSEN

Die Bruchstücke

In manchen Büchern beschreiben und analysieren die Autoren Prozesse und historische Zwischenfälle, sie stellen Vermutungen an und machen Annahmen...

Dieses Buch ist schon im Ansatz ganz anders. Die Initiatoren dieser Veröffentlichung haben entschieden, dass es eine Eingebung, ein Moment der Neugier, eine Einladung zu einem Augenblick des Nachdenkens sein soll. Es besteht aus Bruchstücken der Erinnerung an Juden, die im süd-östlichen Schlesien gelebt und hier die Spuren ihres Lebens hinterlassen haben. Von diesen ist nicht viel geblieben und sie sind nicht immer so deutlich wie die Neugierde derjenigen, die heutzutage deren Spur nachgehen wollen.

Juden waren und sind eigenartig – mit einer eigenen Kultur und einem eigenem Brauchtum, unterschiedlich zu allen anderen. Sie pflegten sie seit Jahrhunderten. Ihre Sitten sind anders – von Geburt an bis zum Tode. Trotzdem werden sie Kriegshelden, Vorbilder des Unternehmenseigenen, hervorragende Künstler und Wissenschaftler. Unter ihnen gab es auch arme Verwandte, großzügige Menschenfreunde und geschickte Politiker. Gleichzeitig sind sie ganz anders; aber auch genauso wie wir alle.

Ein Buch über die gesamte Geschichte der Juden in Schlesien gibt es nicht und wird es wahrscheinlich auch nicht geben, denn es müsste ein mächtiges Werk werden. Es müsste das Bestehen der jüdischen Gemeinden seit dem Mittelalter und die durch Prediger Jan Kapistran entfachte Hysterie umfassen,

dann deren langsame Wiederkehr über die nächsten Jahrhunderte, das Verleihen der Bürgerrechte an der Schwelle zum 19. Jahrhundert, die Folter und die Exekution im Zweiten Weltkrieg, nationalsozialistische Konzentrationslager... Und das ganze müsste sich überlappen mit dem inneren Zank der jüdischen Gemeinschaft einerseits und dem Wirken der außergewöhnlichen Denker andererseits. Oder dem orthodoxen Verhalten der Einen und der Verweltlichung der Anderen. Die Untersuchung der Ursachen und Folgen dieser Prozesse bietet Arbeit für Jahrzehnte, ihr Ergebnis wäre jedoch für nur wenige Menschen von Interesse.

Genauso wichtig sind die Bruchstücke der Erinnerung. Das Bewusstsein, dass die Identität Schlesiens von den Menschen des mosaischen Glaubens mitgeprägt war, die Fabriken und Synagogen, Friedhöfe und Bibliotheken hinterlassen haben. Einige von ihnen hoben jedes auch noch so winzige Andenken auf, jede Spur ihrer Arbeit und ihres Lebens; andere vernichteten alle Familienstücke, damit ihnen keiner ihre Abstammung nachweisen konnte.

Dieses Buch gibt keine endgültigen Erklärungen, denn kein Buch kann es tun. Dieses Buch, illustriert mit sorgfältig gesammelten Bruchstücken von Bildern, kann eine haltbare Spur der Existenz dieser Gesellschaften sein. Es soll die Neugierde und die Reflexion erwecken, wie die auf die Matzewas (Grabsteine) der einzeln erhaltenen jüdischen Friedhöfe niederlegten Felsenbruchstücke...

Juden – ein Volk des ewigen Exils

Die Geschichte des jüdischen Volkes ist die Geschichte ununterbrochener Wanderungen durch unsere gesamte Ära. Sie wandern durch die Welt seit fast zweitausend Jahren. Wie konnte ein Volk überleben, ohne über fast zweitausend Jahre lang einen eigenen Staat zu haben?

Diaspora

Das ist das Schlüsselwort zu diesem Rätsel, das allerdings nicht alles erklärt. Man muss sich vor Augen führen, dass die wandernden Juden verfolgt wurden – seit dem alten Rom, für ihren Glauben von Katholiken, Lutheranern, Calvinisten und Anhänger sonstiger Religionen geplagt – und sie haben überlebt. Sie ließen sich nicht assimilieren. Viele von ihnen halten sich selbst an die schärfsten Glaubensregeln und befolgen seit zweitausend Jahren die Regeln der koscheren Ernährung. Sie bildeten ihre Gemeinschaft und, selbst wenn viele von ihnen sich an die andere Völker angeglichen hatten, gewann der eigenartige Solidarismus in den schwierigen Momenten die Oberhand.

Diverse Mächte kämpften mit verschiedenen Mitteln gegen das jüdische Volk. Von Papst Paul IV. an,

der das System der jüdischen Ghettos Mitte des 15. Jahrhunderts als Weg zur Ausgrenzung von Juden in vielen damaligen Städten guthieß, bis zu Hitler, der Mitte des 20. Jahrhunderts dem Wort „Ghetto“ eine besonders bedrückende Bedeutung verlieh, die zum Synonym von Martyrium und Holocaust wurde. Die Nationalsozialisten hatten es nicht auf das Demontieren jüdischer Strukturen oder extreme Isolation in Ghettos abgesehen. Sie sahen die tatsächliche Exekution aller Angehörigen dieses Volkes in ganzer Welt als Ehrensache, angefangen in Europa, wo sie eine ideologische Todesindustrie schufen.

Es mag also eine Ironie des Schicksals sein, dass 1948, gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der für das jüdische Volk eine Hekatombe gewesen ist, nach fast zweitausend Jahren die Gründung des jüdischen Staates Israel gelang.

Davor griff man aber auf verschiedene Mittel zurück, um das Volk aus der Welt zu schaffen – nicht unbedingt physisch, sondern als eine ideologisch, gläubig und geistig einheitliche Gesellschaft. Man verbreitete Gerüchte, zur jüdischen Matze würde das Blut unschuldiger Kinder hinzugegeben, sie wurden zwangsgetauft und für ihren Glauben getötet... Wie ist es ihnen gelungen lebend zu überstehen? Es ist eine wichtige Frage der Weltgeschichte, die immer noch unbeantwortet bleibt.

Das Rätsel des Überlebens

Wie die vier Winde, die in alle Richtungen wehen – sagt Prophet Zacharias – weht der Gott die Juden in die Welt. Und wie die Welt ohne die Winde nicht auskommen kann, so kann sie auch nicht ohne Juden auskommen.

Die Juden werden oft mit dem Staub verglichen. Wie der Staub sind sie in der ganzen Welt verteilt und wie der Staub werden sie von jedem Passanten getreten, trotzdem bleiben sie am Leben. Alle Völker, die sie treten und zertrampeln – schwinden. Und die Juden – bleiben.

Die Herrscher von Babylonien, Medien und Griechenland steigen als die ersten auf die Leiter der Macht und dann fallen sie ganz tief. Und sie stehen nie wieder auf. Und das jüdische Volk besteht fort.

In seiner Rede, in der er die auf Juden zukommenden Strafen vorhersagte, sprach Mose: »ihr verirrt euch unter Völkern...«.

(Die oben und unten aufgeführten, markierten Verse stammen aus den talmudischen Haggadoth.)

All diese Zitate werden in der Alltagspraxis als Ausdruck der Bestimmung der Juden zur ewigen Wanderung gedeutet, in der Zuversicht, dass sie alle in die Heimat kommen und die Diaspora (die Zerstreung) endet, wenn *galut* (die Vertreibung, angefangen im Jahre 135 mit einem Dekret des Kaisers

Hadrian) zur Neige geht. Die in der Welt zerstreuten Juden sind dem feindseligem Umgang anderer Nationen ausgesetzt. Sie sind damit nicht nur einverstanden, vielmehr sehen sie darin sogar ein Segen, durch das sie als Volk Kohärenz und Identität bewahren können, ohne sich zu assimilieren. In den Haggadoth wird betont, dass ein müheloses Leben unter Völkern das Streben der Juden schwächen würde, in das eigene Land zurückzukehren.

„Das jüdische Volk (...) lebt unter Völkern und findet keine Rast. Wenn es Ruhe und Erholung fände, wer weiß, ob es in sein Land kehren würde.“

Die Verfolgung stärkt seine Kohärenz, sie ist ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung von Kunst und Kultur. In der polnischen Geschichte war es doch nicht anders. Die hervorragendsten Kulturwerke entstanden, als das Land besetzt war bzw. gleich nach der Befreiung, als die Erinnerung an das erfahrene Leid noch lebhaft und Gefühl die Bedrohung der unabhängigen Existenz noch nicht vollständig erloschen war. Werke „zur Stärkung der Herzen“ entstanden oftmals im Exil.

Auch die polnische Kultur aus den Jahren 1945-89 kann – auch aus der Weltperspektive – kaum überschätzt werden. Es reicht, an die sogenannte polnische Film- bzw. polnische Plakatschule zu denken. Heute, selbständig im eigenem Hause, leben wir uns nur schwierig ein. Ist das nicht eine eigenartige Analogie?

SYNAGOGEN

HÄUSER DER GEBETSAUFMERKSAMKEIT

Die Synagogen waren nicht nur Gebetsstätten, sie zeugten auch von der Bedeutung der Gemeinde. Aus diesem Grund bemühten sich die Juden um ihr Bestehen und die Nationalsozialisten wollten sie unbedingt vernichten und verschwinden lassen - aus der Welt und der menschlichen Erinnerung.

Die Synagoge in Jelenia Góra (Hirschberg)

Es ist bekannt, dass 1797 in Hirschberg gerade mal drei Personen des mosaischen Glaubens lebten. Ein größerer Zustrom fand im 19. Jahrhundert statt, als infolge einer Gesetzesänderung die Juden sich der rechtlichen Gleichstellung erfreuen konnten. Bereits im ersten Jahr nach dem Inkrafttreten des Gesetzes (1812), registrierte man in Jelenia Góra 35 Anhänger des jüdischen Glaubens. Die Gemeinschaft hatte damals noch keinen Tempel.

Zu Gottesdienst versammelten sie sich ursprünglich im Haus von der Kauffrau Lipfert. Der Anführer der Gemeinde war zu jener Zeit Meier Berkowitz. Erst 1845 kaufte die jüdische Gemeinde ein Haus (es trug damals die Nr. 20) an der heutigen Kopernikus-Straße, Hintergasse genannt, die später in die Priestergasse umbenannt wurde. Das Haus ließ man abreißen und am 6. August 1845 wurde mit dem Bau der Synagoge begonnen. Das Einmauern des Grundsteins wurde gleich in zwei Gedenkdokumenten verewigt. Den Bau der Synagoge führte der allgemein bekannte Mauer, spätere Fabrikant, Moritz Altmann auf. Die feierliche Einweihung des Tempels fand am 14. September 1846, in der Anwesenheit von Vertretern aller Konfessionen statt.

Die Synagoge lag an der Stelle, wo sich heute die Geschäfte für Haushaltswaren und Fahrräder befinden. Dank Bauunterlagen, die aus einem späteren Zeitpunkt stammen, kennen wir die äußere

Erscheinung der Synagoge. Es war ein nicht allzu großes rechteckiges Gebäude mit den Maßen 18 x 13 m, mit der längeren Wand zur Strasse. Das Innere bestand aus zwei Hauptteilen – einem Vorraum im Westen und einem 13 x 11 m großen Gebetssaal. Der eigentliche Gebetsraum, der nur von Männern betreten werden durfte, befand sich im Parterre. Für Frauen waren Ränge an den beiden Seitenwänden und der Vorraumsseite bestimmt. Der Rangaufgang befand sich ursprünglich im Vorraum, 1874 wurde er in einen Anbau verlegt, der vom Vorraum und dem Hof erreichbar war. Von dem Treppenhaus gelangte man in einen kleinen Flur, der über dem Vorraum verlief. 1887 baute man noch eine zusätzliche, mit einem Dach bedeckte Holztreppe vom Hof zum nördlichen Rang. Eine Zeichnung aus dem Jahre 1874 zeigt auf dem westlichen Rang der Synagoge eine Orgel.

Der Gebetsraum war mit zwei Reihen von Bänken ausgestattet. Östlich, an der Giebelwand, stand auf einem Podest der sogenannte Aron Ha-Kodesch – ein Schrank zum Aufbewahren der Torarollen. Davor befand sich ein weiteres Podest mit einem Pult, Bima genannt, an dem die Tora gelesen und die Gebete von einem Kantor geleitet wurden. Die Bima war mit einem Geländer umgeben, ob sie über einen Baldachin verfügte, ist ungewiss. In der nord-östlichen und süd-westlichen Ecke des Gebetssals befanden sich darüber hinaus zwei Öfen, die 1934 ausgetauscht wurden.



Das Haus in der Mitte mit flachem Dach ist die Synagoge in Jelenia Góra.

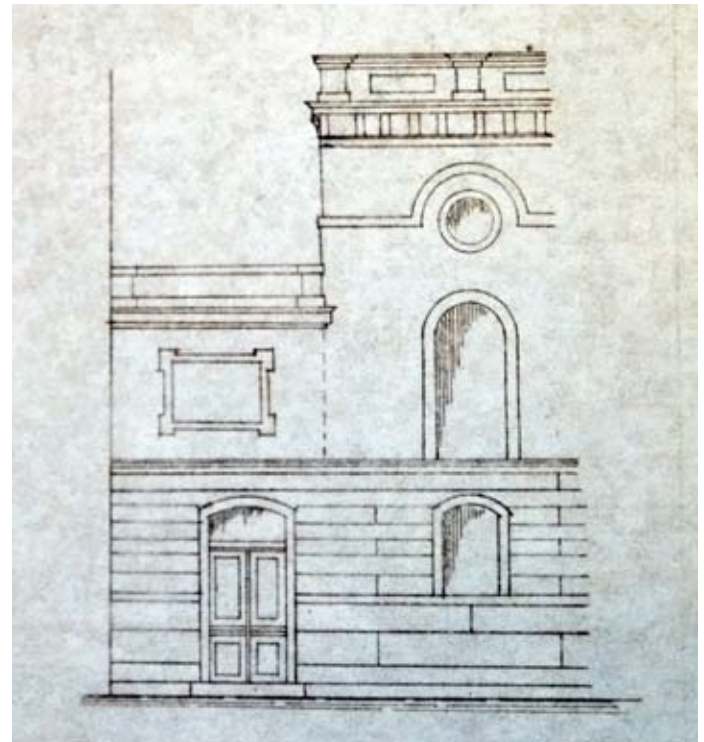
Der Gebetsraum muss ganz hell gewesen sein, denn in der nördlichen und der südlichen Wand gab es drei Reihen von Fenstern: unter der Decke befanden sich jeweils vier runde Fenster von 1m-Radius, darunter vier Fenster in den Maßen 3 x 1,3 m und ganz unten noch vier 1,5 x 1,3 m große. Jeweils ein Fenster dieses Typs belichtete auch den Vorraum.

Das Gebäude war gemauert, bedeckt mit flachem Holzdach und bekrönt mit einer schmückenden Fräse. Zur Tür führte eine Treppe mit vier Stufen. In dem Hof, hinter dem Gebäude, befand sich in einem kleinen selbständigen Häuschen ein Abtritt. Vom Westen grenzte die Synagoge an ein anliegendes Gebäude, östlich gab es einen ca. 3 m breiten Durchgang auf den inneren Hinterhof.

Über den Tempel sind nicht viele Informationen erhalten geblieben. Bekannt ist nur, dass nach der Machtübernahme durch Hitler, 1933, die Anzahl der jüdischen Stadtbevölkerung stark zu sinken begann. Folgerichtig verminderten sich die Einnahmen der Gemeinde. Als Nationalsozialismus mit allen seinen Anzeichen im Alltag vorzuherrschen begann, wurde die Lage allmählich schwieriger. Infolge vielseitiger Einschränkungen wurde den Juden untersagt, bestimmte Berufe auszuführen, so dass sie nur physisch arbeiten durften.

Trotzdem stellte die jüdische Gemeinde 1935 einen Antrag an die Stadtverwaltung, die Synagogenfassade erneuern zu dürfen. Ob diese Arbeiten ausgeführt wurden, bleibt unbekannt. Bestimmt wären sie aber durch Formalitäten erschwert worden, die unter Aufsicht der Baupolizei hätten erfüllt werden müssen. Aller

Wahrscheinlichkeit nach wurde die Synagoge während der Reichskristallnacht vom 9. zum 10. November 1938 durch Nazi-Gruppen zerstört. Seitdem fand hier vermutlich kein Gottesdienst mehr statt. Am 13. April 1939 schätzte die Stadtverwaltung den Wert der Synagoge samt Grundstück auf 13.664 Reichsmark. Es bleibt unbekannt, ob sich ein Käufer gefunden hat. Auch das Schicksal des Synagogengebäudes nach dem Krieg ist ungewiss. Obwohl es nur leicht beschädigt wurde, benutzte man es mit Sicherheit nicht mehr. Hauptsächlich wegen der Nichtbenutzung und der Folgen von atmosphärischen Erscheinungen, schritt die Verheerung schnell voran. Noch 1957 machte man in dem Gebäude Aufnahmen, die von dem Bestehen



Die Synagoge in Kamienna Góra (Landeshut)

Laut Landeshuter Stadtschöpfung, die von dem Glöckner der örtlichen Gnadenkirche, Wilhelm Kliesch, verfasst wurde und an die früheren Überlieferungen von Perschke, Semper, Hayn und Zimmermann anknüpft, ist hier die erste Synagoge relativ spät, nämlich 1826, entstanden.

Die Bezeichnung „erste Synagoge“ ist irreführend, denn als Tempel diente das Obergeschoss eines Wohnhauses in der Friedrichstrasse 21 (heute Mickiewicz-Strasse). Das bedeutet, dass die jüdische Gemeinde in den ersten Jahren ihres Bestehens ohne Synagoge auskam – historische Notizen nennen 1821 als ihr Gründungsjahr, keine ganze zehn Jahre nach dem Preußischen Edikt.

Die Synagoge reichte der Gemeinde für die nächsten drei Dekaden – der neue Tempel wurde 1858 erbaut. Das selbständige Gebäude entstand in der Wallstrasse (heute die Strasse Wojska Polskiego). Nachdem es in der Kristallnacht (9./10. November 1938) durch ein NSDAP-Rollkommando in Brand gesetzt worden war, ist von der Synagoge keine Spur erhalten. Das Grundstück ist bis heute unbebaut und wird teilweise als Parkplatz benutzt.

Die Entstehung der Synagoge war nur um einige Jahre der raschen Entwicklung der Stadt voraus. 1862 eröffnete Falk Valentin Grünfeld, ein aus dem Oberschlesien eingereister Jude, eine Leinweberei und einen Garnproduktionsbetrieb. Im selben Jahr gründete ein anderer Landeshuter jüdischer Herkunft, J. Rinkel, eine Firma, deren Ziel es war – wie es man festschrieb - „die Fabrikation von Leinen“. Beide Unternehmen gediehen schnell, das zweite von ihnen hatte mehrere Leinen- und Fadenläden in den umliegenden Ortschaften.

Auch andere einheimische und angereiste Kaufleute jüdischer Abstammung entwickelten ihre Firmen. Unter ihren Zeitgenossen waren sie nicht nur als wohlhabende Unternehmer bekannt, sondern auch als Schirmherren vieler lokaler Vorhaben. Es sind aber keine hundert Jahre vergangen, als die Judaismusanhänger, denen die Stadt ihren wirtschaftlichen Wohlstand zu verdanken hatte, allmählich ihrer Häuser und Fabriken beraubt wurden, ihnen in der Kristallnacht ihr Tempel genommen und sie alle zur Vernichtung bestimmt wurden.



*Blick auf Kamienna Góra – Lithographie um 1870.
In der Mitte die Synagoge, die ca. eine Dekade zuvor erbaut wurde.*



Das links sichtbare Haus wurde 1912 auf dem Grundstück des ehemaligen Stadtfriedhofs in der Wallstrasse (heute Allee Wojska Polskiego) errichtet. Die Strasse führte zu der Kreuzung an der Synagoge. Derzeit befindet sich an dieser Stelle ein unbebauter Platz, der teilweise als provisorischer Parkplatz benutzt wird. Rechts ist ein Fragment des heutigen Staatsanwaltschaftsgebäudes zu sehen. Die Aufnahme stammt von etwa 1930.



Die Synagoge erbaut 1858 durch die jüdische Gemeinde in Kamienna Góra. Das angrenzende Gebäude – in der Mitte des Bildes – diente als jüdische Schule, in der sich auch die Wohnung des Rabbiners befand. Die Gemeinde bekam 2007 das ehemalige Schulgebäude zurück und verkaufte es anschließend.



Ansichtskarte aus ca. von etwa 1915. Das Gebäude rechts ist die Synagoge.



Ansichtskarte von etwa 1913. Im Hintergrund befindet sich die Synagoge, die in der Reichskristallnacht (9./10. November 1938) durch ein NSDAP-Rollkommando verbrannt wurde.

Kurze Geschichte einiger schlesiescher Synagogen

Die Synagoge in Jawor (Jauer)

Erbaut 1364 (an der heutigen Czarniecki-Strasse). Die antisemitische Hetzjagd, die durch die Predigt von Jan Kapistran inspiriert wurde, führte zur Vertreibung der Juden aus Jauer (laut unbestätigten Gerüchten sollte ein Dutzend Juden verbrannt worden sein). Der verlassene Tempel wurde drei Jahre später mit der Zustimmung des böhmischen Königs Albrecht II. in eine katholische Kirche umgebaut. Als 1446 unweit ein Krankenhaus fertig gebaut war, wurde sie zur St. Adalbert-Krankenhauskapelle. Die letzten Elemente einer Synagoge verlor der Tempel, als er 1729 auf Anregung von Gräfin Schaffgotsch erneut gründlich umgebaut wurde.



Die Synagoge in Strzegom (Striegau)

Auch sie ist heute noch ein sakrales Objekt – die katholische Kirche St. Barbara in der Kościelna-Strasse. Erbaut im 14. Jahrhundert als ein einschiffiger Tempel. Aus Striegau hat man die Juden 1454 vertrieben und 1455 die Synagoge zur katholischen Kirche umgestaltet. In der preußischen Zeit kehrten Juden nach Striegau zurück, doch die Gemeinde wurde nicht wieder stark genug und erreichte nicht die Stärke und den Wohlstand, um einen neuen Tempel bauen lassen zu können.



Die Synagoge in Kowary (Schmiedeberg)

Erbaut wurde die Synagoge Ende des 19. Jahrhunderts (ein genaues Datum ist unbekannt). Das Objekt befindet sich in der heutigen Poprzeczna-Strasse 6. Die Nationalsozialisten zerstörten den Tempel im Zweiten Weltkrieg. Einige Jahre lang war das Gebäude nicht benutzt, dann wurde es zum Lagerhaus – als solches dient es bis heute. Bis auf kleine Elemente (teilweise die Form der Fenster) deuten keine architektonischen Elemente auf die ursprüngliche Funktion des Gebäudes hin.



Die Synagoge in Legnica (Liegnitz)

Ursprünglich gebaut um 1320, zerstört nach den Ereignissen des Jahres 1453. Die Institution der Synagoge erneuerte sich 1812 in einer privaten Wohnung, wo sie bis zur Eröffnung eines neuen Tempels 1874 existierte.

Die Synagoge in Klodzko (Glatz)

An der heutigen Strasse Wojska Polskiego wurde 1884-85 eine Synagoge erbaut, die am 2. September 1885 feierlich eingeweiht wurde. Sie wurde keine hundert Jahre genutzt – sie verbrannte in der Reichskristallnacht 9./10. November 1938. Das Gebäude war eine der höchst originellen Synagogen, im mauretanischen Stil erbaut, mit charakteristischer Kuppel, die an die größeren und bekannteren Tempel in Breslau und Hannover anknüpfte. An einer Wand hing unter anderem eine Gedenktafel, die das Treueversprechen Glatzer Juden an die Regierung verewigte; später (nach dem Ersten Weltkrieg) kam eine weitere mit den Namen der jüdischen Kriegshelden hinzu. Ein wichtiges Element der Einrichtung (das nicht in allen Synagogen vorhanden ist) war ein Rang, der den Frauen eine zu den Männern gleichzeitige Teilnahme an Gebeten ermöglichte, ohne dass ihre Anwesenheit die Männer ablenken konnte. Ende des 20. Jahrhunderts (1995) errichtete man am Platz der ehemaligen Synagoge einen Obelisken, der an den jüdischen Tempel erinnert.

Alte Synagoge in Świdnica (Schweidnitz)

Die erste Schweidnitzer Synagoge wurde im 14. Jahrhundert erbaut (an der heutigen Kotlarska-Strasse). Wie in anderen Orten Schlesiens hat man unter dem Einfluss von Predig Jan Kapistrans 1453 alle Juden aus der Stadt vertrieben und die Synagoge in die Fronleichnam-Kirche umgebaut. Im 16. Jahrhundert wurde das Gebäude in das Stadtarsenal umgewandelt und seit dem 18. Jahrhundert als Lagerhaus verwendet – diese Funktion erfüllt es bis heute. Es wurde mehrfach erneuert und umgebaut.

Lubań (Lauban) – eine Synagoge, die es nie gab

Internetquellen (zum Beispiel Wikipedia) geben eine allgemeine Beschreibung einer „Synagoge an der Grunwaldzka-Strasse in Lubań“ an, wobei sie darauf hinweisen, dass die Aussage im Ganzen oder teilweise unzutreffend sein kann. Diese Angaben wiederholt auch das Portal Wirtualny Sztetl teilweise mit der Anmerkung, die Synagoge sei im Zweiten Weltkrieg zerstört worden bzw. an östlicher Fassade sei bis heute der Davidsstern sichtbar.

Die Wahrheit ist anders: das einzige Element, das an die für Synagogen typische Baumerkmale anknüpfen mag, sind die oben halbrunden Fenster in einem Teil der westlichen Fassade – damit sind Analogien erschöpft.

Zwar berichtet Wirtualny Sztetl in dem selben Beitrag, der jüdische Tempel befand sich in einer privaten Wohnung in einem nicht mehr erhaltenem Gebäude Ecke der Strassen Grunwaldzka und Tkacka, diese Narration ist jedoch nicht konsequent. Das vermutliche Synagogengebäude war tatsächlich Sitz einer Freimaurerloge und die als (sechszackiger) Davidsstern beschriebenen Schmückungselemente sind ein (fünfsackiges) Pentagramm.

Dies bezeugt umso mehr die Freimauervergangenheit des Objekts, denn das Pentagramm galt einige Zeit über als Wahrzeichen der Freimaurerei. Nebenbei gesagt, machte der fünfsackiger Stern eine für Symbole typische Evolution durch: später wurde es

als ein Satanismus-Zeichen angesehen und früher als Bildzeichen der fünf Wunden Christi bzw. der fünf Rittertugend betrachtet.

Unabhängig von der tatsächlichen Bedeutung, widerspricht die Anwesenheit des Pentagramms der These, das Objekt galte als Synagoge.

Tatsache ist aber, dass es in Lubań eine jüdische Gemeinschaft gegeben hat, worüber eine Veröffentlichung in der Staatsbibliothek zu Berlin erhalten blieb.

(Das oben Genannte konnte dank Unterstützung der Direktion des Regionalmuseums in Lubań genauer bestimmt werden. Über die in dem Museum aufgehobene Messingblechtischplatte hinaus, geschmückt mit jüdischen Symbolen und einer Aufschrift, sind in der Stadt keine weiteren Judaika erhalten.)

*Auf der Illustration neben an:
der ehemalige Sitz der Freimaurerloge,
der irrtümlich für eine Synagoge gehalten wird.*



Das **PAROCHET** (Toravorhang) – eine reich verzierte Portiere, die in der Synagoge symbolisch das Heilige von dem Weltlichen trennt. Es wird gewöhnlich aus Samt hergestellt und im zentralen Teil, Spiegel genannt, mit gewölbter Schmuckstickerei verziert.

Die Art der Beschmückung des Parochet ist genau festgeschrieben – dessen Mittelpunkt bildet der Davidsstern, eine Torakrone oder ein die Dekalogtafeln haltendes Löwenpaar. Manchmal wird es mit hebräischen Inschriften versehen. An den Seitenränder des Spiegels befinden sich schmale Streifen aus einem anderen Stoff, die Säulen des Tempels von Jerusalem symbolisch darstellen. Das Parochet wird noch mit einem weiteren Stoffstreifen versehen, Kapporet genannt.

Für bestimmte Feiertage werden Parochets in besonderen Farben aufgehängt: ein weißes, das die Vergebung der Sünden versinnbildlicht, beziehungsweise ein schwarzes als Zeichen der Trauer.



Jüdische Friedhöfe UNRUHIGE STÄTTEN DER EWIGEN RUHE

Die jüdischen Friedhöfe waren schon seit dem Mittelalter Schauplätze diverser Exzesse. Mit unerklärbarer Aggression konzentrierten sich an diesen Orten negative Gefühle. Menschen verschiedener Nationen – aus nur für sie bekannten Beweggründen oder auch grundlos – zerstörten Matzewas, beschädigten Kapellen, verließen keinen spruchwörtlichen „Stein auf Stein“.

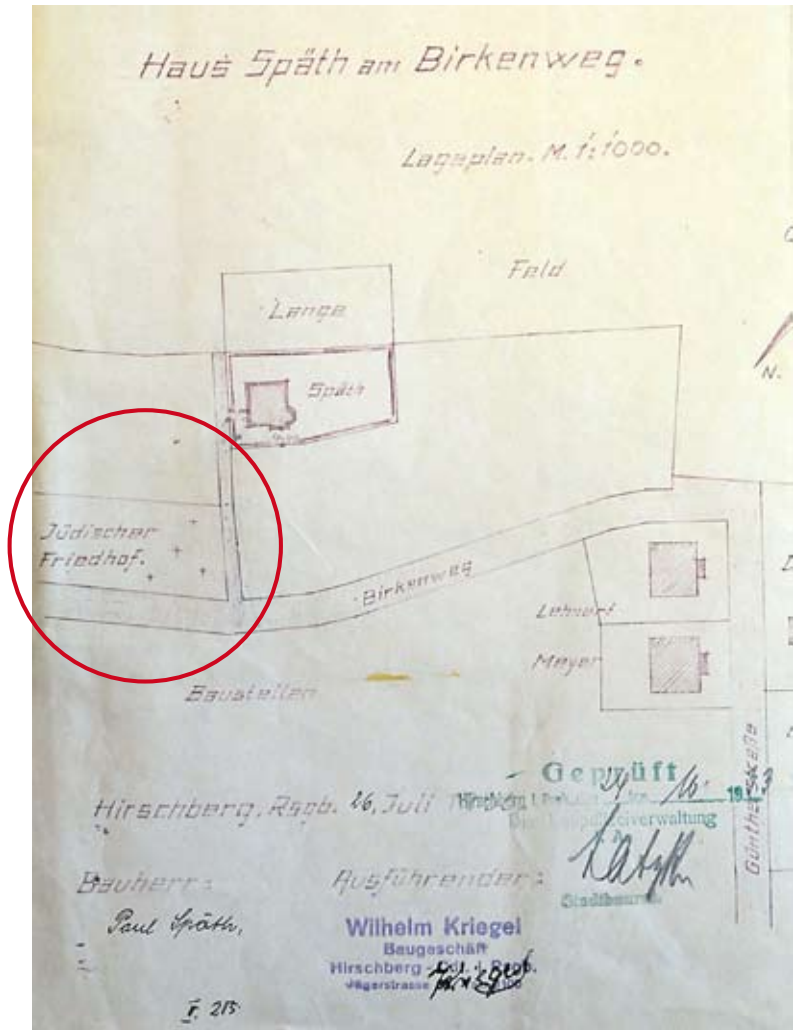
Friedhof in Jelenia Góra

In Jelenia Góra existierten hintereinander zwei jüdische Friedhöfe. Der ältere, im Gebiet der heutigen Straßen Nowowiejska, Na Skalkach und Studencka, entstand um 1820. Bekannt ist weder sein Datum der Schließung noch der Liquidation.

Wie Bewohner der umliegender Häuser berichten, sollte seine Existenz ein Gedenkstein nachweisen, den es noch in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts gegeben habe. Allerdings ist es heute nicht mehr möglich, den Standort des Gedenksteines zu bestimmen.

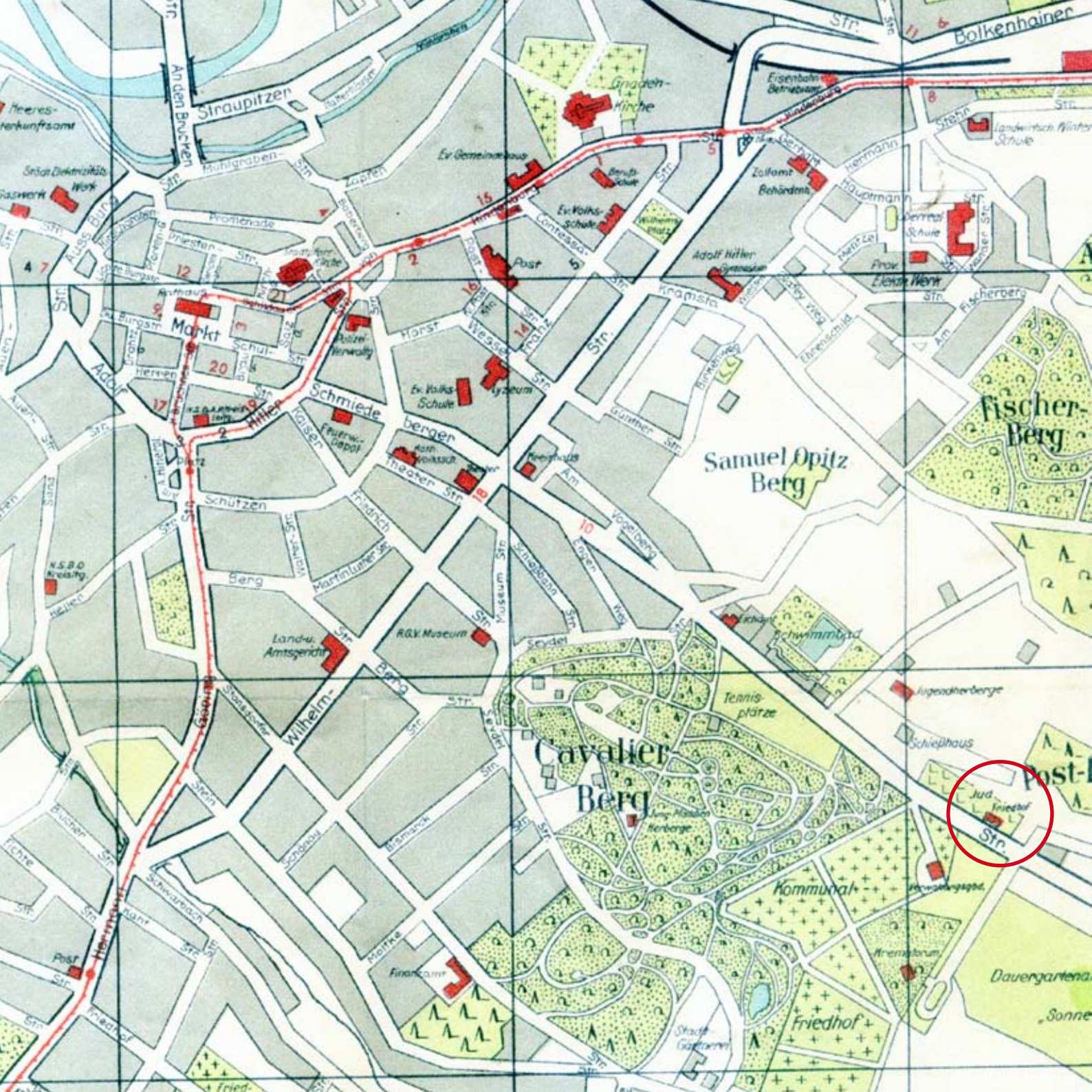
Der neue Friedhof an der heutigen Sudecka-Straße wurde 1879 gegründet und 1910 erweitert. Er bewährte sich über fast 100 Jahre – laut einigen Geschichtswissenschaftlern sollte hier die letzte Beerdigung 1946 stattgefunden haben, diese Angabe lässt sich aber nicht eindeutig bestätigen. Erhalten geblieben sind hier vereinzelt Matzewas aus früheren Perioden, es gibt aber keine Spuren der Begräbniskapelle. Über den Standort und die Architektur des Gebäudes zeugen nur technische und Anschauungszeichnungen (Seiten 22-25), die der Dokumentation der deutschen Baupolizei aus den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. entstammen. Als 1974 der Friedhof endgültig liquidiert wurde, stellte man hier einen Gedenkstein auf.

Ende der siebziger Jahre wurde der Friedhof zum Brennpunkt einer Diskussion, als an dem umliegenden Defileeplatz das moderne Hotel Jelenia Góra (heute – Mercure) entstehen sollte. Eine jüdische



Gemeinde reichte Einspruch gegen den Bau ein, mit dem Argument, der geplante Hotelparkplatz taste das Friedhofsgelände an. Den Streit hat man gütlich beilegen können.







Der Friedhof in Jelenia Góra an der Sudecka-Strasse – die Zeichnung stellt die Begräbniskapelle dar.

Der Stadplan von Jelenia Góra vor 1933 mit gekennzeichnetem jüdischen Friedhof an der Sudecka-Strasse.





Friedhof in Kamienna Góra

In der Stadtschronik von 1881 wurde verzeichnet: „Am 16. August hat man den neuen Friedhof der einheimischen israelitischen Gemeinde eingeweiht“. Die über dem Stausee malerisch gelegene Nekropole wurde in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufgelöst, doch ihr Schicksal wurde bereits vor Ende des Zweiten Weltkrieges voreilig entschieden, als man hier anfangs, nicht nur Juden zu beerdigen

Darüber berichtete unter anderem die Monatsschrift „Pionier“, eine der ersten Zeitschriften, die in den wiedergewonnenen Gebieten Polens entstanden sind. In der 112. Ausgabe vom 15. Mai 1946 erschien der Beitrag „Entdeckung neuer Massengräber in Kamieniogóra“. Der Autor schrieb: „Auf dem jüdischen Friedhof öffnete man Massengräber mit ca. 200 Leichen in Häftlingsanzügen. Es wurde festgestellt, dass es sich um Insassen des KZ Groß Rosen und seiner Filiallager – Polen, Russen, Belgier und Franzosen handele“. Die letzte jüdische Beisetzung

auf dem neuen Friedhof fand Anfang der fünfziger Jahre (wahrscheinlich 1951) statt.

Die Tatsache, dass der Friedhof als „neu“ bezeichnet wurde, zeugt davon, dass es noch einen früheren – alten – gab. Dieser entstand um 1824. Während auf dem neuen nur die für Friedhofsalleen typischen Baumreihen geblieben sind, bleiben auf dem alten einige Dutzend Matzewas im relativ guten Zustand erhalten. Der Ort wurde erst auf der Schwelle zum 21. Jahrhundert (2003) dank sozialem Engagements Freiwilliger restauriert. Das Gelände war nämlich früher verwahrlost und mit Bauschrott überdeckt.

Einer der Beweise der Existenz des „neuen“ Friedhofs ist ein Gemälde des Amateurl Künstlers Tomasz Duda, das die damals hier existierende Begräbniskapelle darstellt. Das Bild befindet sich in der Sammlung des Webereimuseums (Muzeum Tkactwa) in Kamienna Góra.

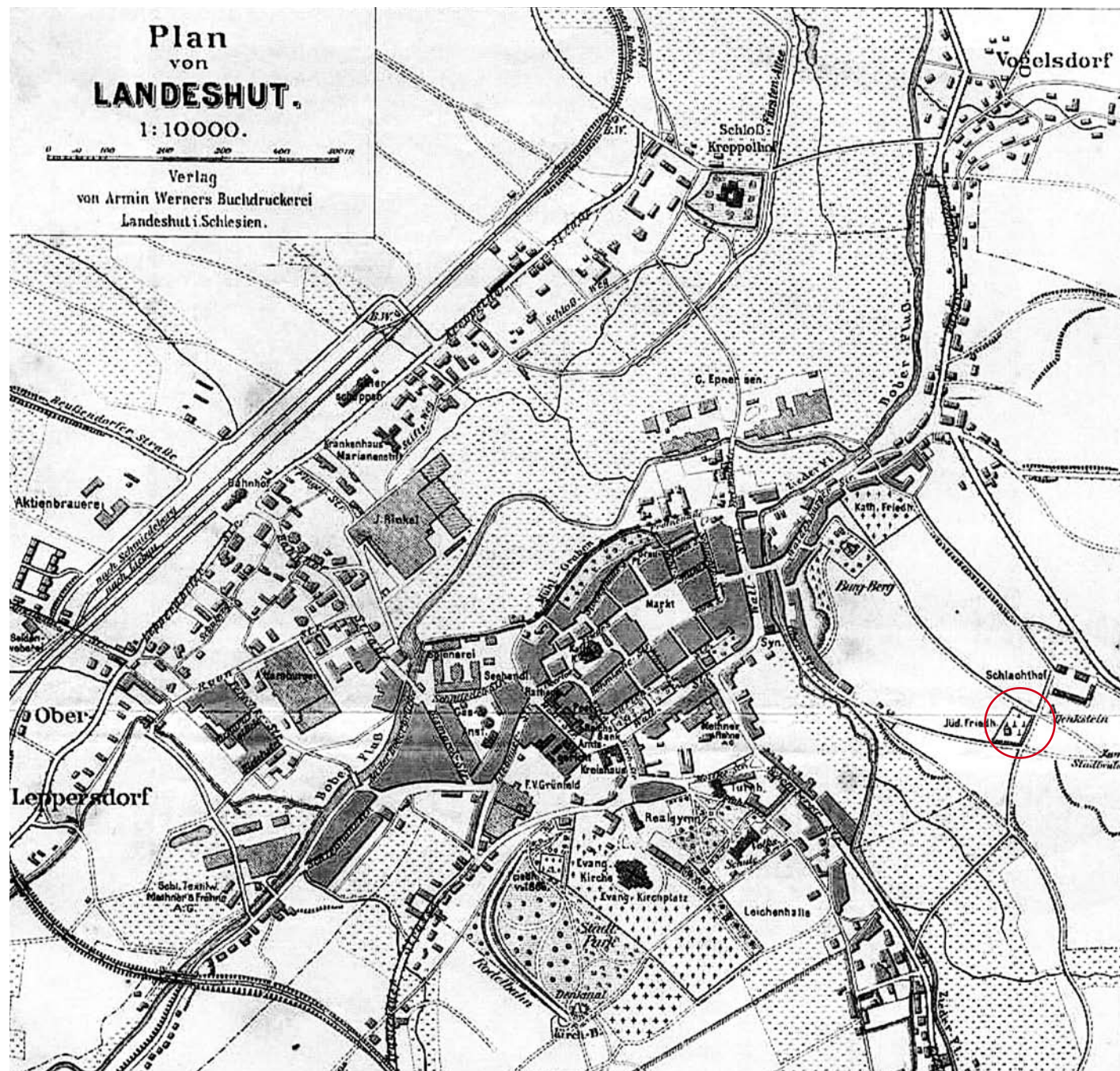
Der Stadtplan von Kamienna Góra mit gekennzeichnetem „neuen“ jüdischen Friedhof.

Plan
von
LANDESHUT.

1:10000.



Verlag
von Armin Werners Buchdruckerei
Landeshut i. Schlesien.





Der „alte“ jüdische Friedhof in Kamienna Góra (Foto 2014).



Matzewas und Teile von Matzewas auf dem „alten“ jüdischen Friedhof in Kamienna Góra.





Das Gemälde von Tomasz Duda – die Begräbniskapelle auf dem „neuen“ jüdischen Friedhof.



Von dem „neuen“ jüdischen Friedhof in Kamienna Góra sind nur noch Baumreihen erhalten, die die ehemaligen Friedhofsalleen markieren.

Jüdischer Friedhof in Legnica

Der jüdische Friedhof wurde 1826 unweit der heutigen St. Johannes-Kirche gegründet. Die Lage erwies sich als ungünstig, denn das Gelände war feucht, und bereits 1837 wurden die Grabsteine in die Nähe des 1822 entstandenen städtischen Friedhofs (im Gebiet der heutigen Strassen Cmentarna und Wrocławska)

umgesetzt. Auf dem neuen Friedhof entstand 1877 eine neoromanische Begräbniskapelle. Der Friedhof in Legnica existiert bis heute und wird weiterhin benutzt. Die ältesten Grabsteine stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1835-38).





Die alten Matzewas und zeitgenössische Grabsteine auf dem Friedhof in Legnica.





Matzewas auf dem Friedhof in Legnica.



Matzewas auf dem Friedhof in Legnica.

Jüdischer Friedhof in Jawor

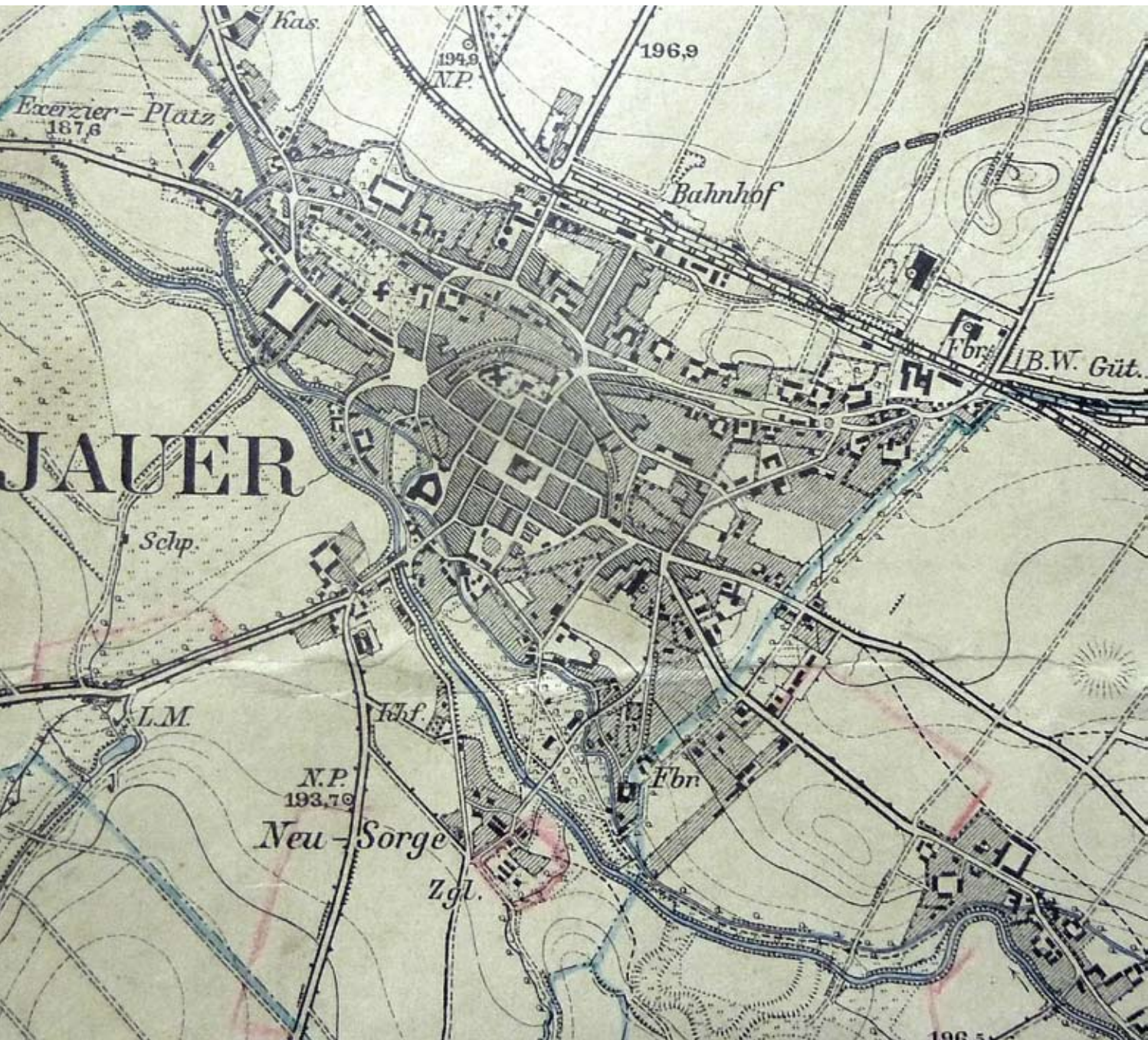
Der jüdische Friedhof wurde Mitte des 19. Jahrhunderts (das genaue Datum nicht feststellbar) an der heutigen Głucha-Strasse gegründet und 1974 aufgelöst. Ein paar Dutzend (ca. 40) Matzewas sind erhalten geblieben, deren Beschriftung vielfach noch lesbar ist.

Der Friedhof liegt auf einem kreisfreien Grundstück, umschlossen von einem – überwiegend zerstörten – Betonzaun.

Vereinzelt fanden hier auch nach dem Zweiten Weltkrieg Beerdigungen statt – das jüngste Denkmal trägt das Datum 1957. Der älteste entdeckte Grabstein (da der Friedhof stark zugewachsen ist) stammt aus dem Jahre 1864. Nicht alle Aufschriften und Daten sind lesbar, da die Sandsteinmatzewas verwischt und wetterbedingt stark beschädigt sind.

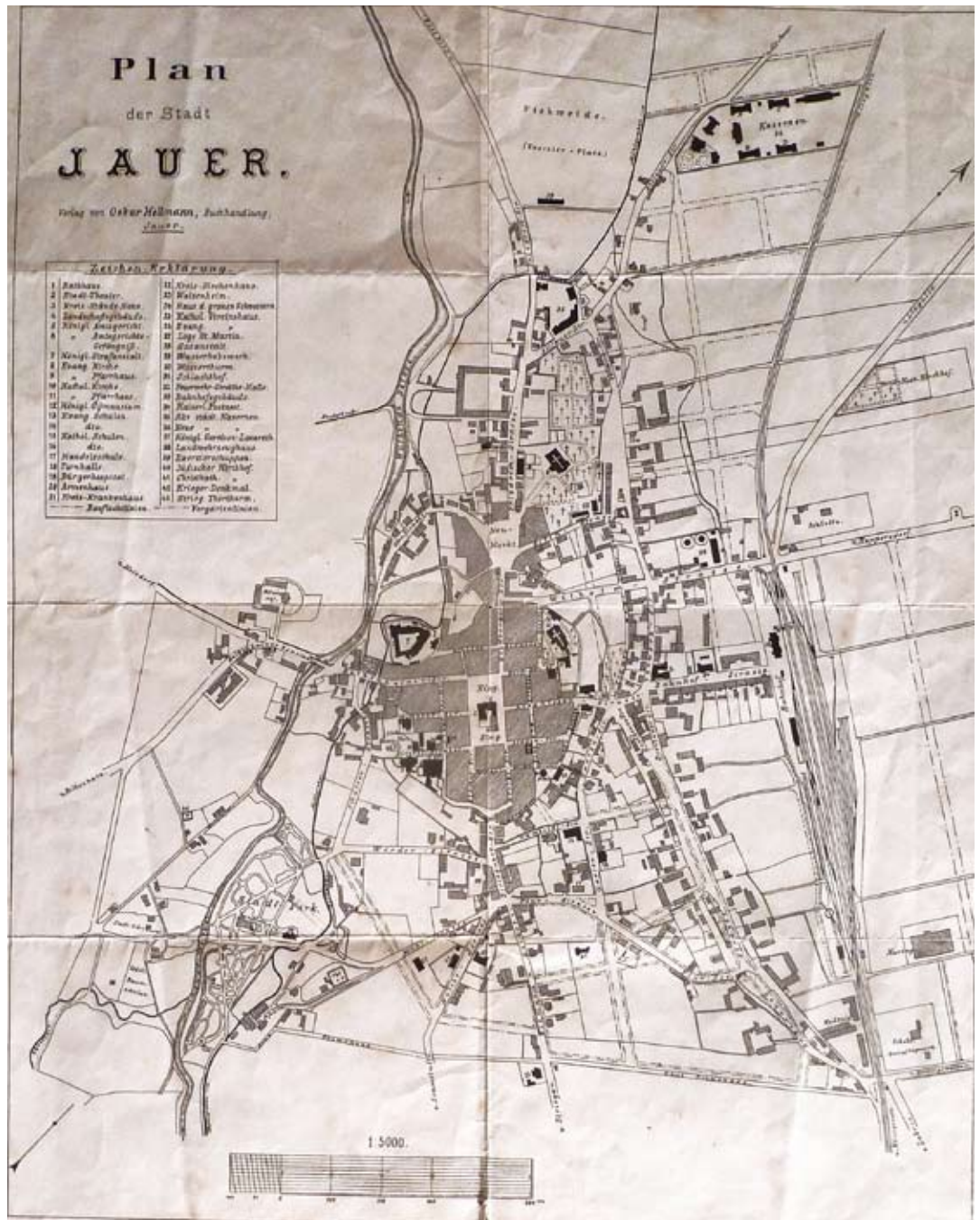
Der Stadtplan von Jawor mit gekennzeichnetem jüdischen Friedhof.







Der Friedhof in Jawor.



*Der Stadtplan von
Jawor mit gekenn-
zeichnetem jüdischen
Friedhof.*



Der Friedhof in Jawor.







Die MENORA – ein charakteristischer siebenarmiger Leuchter, dessen Vorbild exakt nach Moses Anweisung ausgeführt wurde. Die detaillierten Vorgaben bestimmen sogar die Form der Kelche, die den Blumen des Mandelbaumes gleichen sollen.

Die Menora versinnbildlicht den von Mose gesehenen brennenden Dornbusch, doch jeder Arm hat auch eine eigenständige Bedeutung. Der Mittelschaft symbolisiert die Anwesenheit Gottes; die Seitenarme stehen für das Verständnis, die Kraft, die Gottesfurcht, das Wissen, den Rat und die Weisheit.

VORREITER DER MODERNEN WIRTSCHAFT

Während die Juden im Osten Polens den ärmeren Gesellschaftsschichten – im Vergleich zur nicht gerade reichen Mehrheit – angehörten, waren sie in Schlesien, dem Oppelner Land und den Großstädten des sogenannten Zentralpolens oft reiche Unternehmer. Dies zeigt das Beispiel Landeshuts (Kamienna Góra).

Landeshuter Textilfachleute

Kamienna Góra gilt heute als eine Stadt, die „schon immer“ für Leinenindustrie bekannt war, doch tatsächlich ist ihr Ruf auf diesem Gebiet erst auf das 19. Jahrhundert zurückzuführen. Damals kamen hier Juden an, darunter Grünfeld und Rinkiel, später auch Hamburger und viele andere, die die ganze Struktur der Leinenindustrie und des -handels entwickelten.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs die Bedeutung der Stadt. 1868 zählte sie 5.190 Einwohner – damals eine große Gemeinschaft. Würde man ihre Bedeutung an der Berühmtheit der einheimischen Fabriken und deren Eigentümer messen, wäre sie noch größer. Es reicht zu erwähnen, dass 1876, gerade mal zehn Jahre nach der Betriebsgründung, der Fabrikant F.V. Grünfeld zum kaiserlichen Hofbelieferanten ernannt wurde. Es war eine gewisse Adellung eines Menschen, der als armer Ankömmling in Landeshut eingetroffen war, und sich schnell als begabter Kaufmann und Fabrikant erwies. Sein Unternehmen entwickelte sich ständig weiter – laut Chroniken wurde 1885 ein neues Versandhaus Grünfelds eingeweiht (jetzt bekannt als ZPO „Kamodex“).

Die Landeshuter Fabrikanten jüdischer Herkunft scheinen miteinander nicht in Wettstreit gestanden zu haben und verzeichneten ihre Erfolge fast gleichzeitig. 1887 baute Rinkels Unternehmen eine neue Weberei mit hundert mechanischen Webstühlen, wodurch es (samt der Filialbetriebe in Berlin, Wien

und Trutnov) gedieh. Noch im selben Monat, am 31. Juli 1887, feierte Grünfelds Unternehmen im großen Stil sein 25-jährige Bestandsjubiläum. Neben Umzügen und Festessen wurde aus diesem Anlass eine Unterstützungs- und Darlehenskasse für die Mitarbeiter gegründet. Es überrascht nicht, dass noch im demselben Jahr Grünfeld zum Königlichen Kommissionsrat ernannt wurde. Er packte die Gelegenheit beim Schopfe und ein Jahr später, 1890, gründete er in Berlin Einzelhandelsgeschäfte.

Auch Rinkel ruhte sich auf seinen Lorbeeren nicht aus – 1896 stiftete er einen Eisenbahnbau zwischen Landeshut und Schömsberg (Chełmsko). Zu diesem Zweck spendete er einen „beträchtlichen Betrag“. Zur gleichen Zeit kaufte er zahlreiche Grundstücke zur Erweiterung seines Betriebes.

Das erste Stadium der Stadtentwicklung, betrieben mit dem Kapital der Einwohner jüdischer Herkunft, endete 1897, als der Kommissionsrat F. V. Grünfeld starb. Bevor man seine Gebeine nach Landeshut bringen konnte, verstarb auch seine Frau Johanna. Beide sind am selben Tag gemeinsam auf dem jüdischen Friedhof beerdigt worden. Von ihrem Grabstein ist keine Spur erhalten geblieben, so dass es sich nicht eindeutig feststellen lässt, ob sie auf dem alten oder auf dem neuen Friedhof beigesetzt wurden. Ihr Todesdatum spricht jedoch für eine Beerdigung auf dem neuen Friedhof.



Gegenwärtige Ansicht (2014) des ehemaligen Unternehmensgebäudes F.V. Grünfeld.

Tatsache ist, dass schon wenige Wochen später die Erben zu ihrer Ehre die Stiftung Grünfeld gründeten und für ihre Ziele 2.000 Mark überwiesen.

1900 verlegte die Unternehmensleitung F.V. Grünfeld ihren Sitz nach Berlin, was einen eindeutigen Verlust für Landeshut bedeutete.

Das Vermögen der Landeshuter Industriellen und Händler jüdischer Abstammung wuchs allmählich. Sie bauten und vergrößerten ihre Häuser und Betriebe. Von der Bedeutung dieser Bauten zeugt die Tatsache, dass sie trotz diverser Wirren, zweier Weltkriege und einer anschließenden Änderung der Wirtschaftsverfassung – viele Überreste ihres Reichtums bis heute Elemente der Stadtbebauung blieben.



Die Fassade der Leinweberei und des Garnproduktionsbetriebes, der früheren Fabrik F.V. Grünfeld, erbaut 1862. Im ersten Stock, hinter dem Balkon, befand sich das Direktorenbüro. Nach 1945 nahmen verschiedene Betriebe das Gebäude ein: Polgar, Intermoda, Kamodex. Heute steht es im Privateigentum. Auf der Seite gegenüber: gegenwärtige Ansicht des Gebäudes von 2013.



Anders als in anderen Städten lassen sich in Kamienna Góra selbst einzelne Schmuckelemente an den Häusern nicht mehr entdecken, die von den ersten, jüdischen Hausbesitzern zeugen würden. Eine einzige Spur, die jedoch auch nicht eindeutig zugeordnet werden kann, ist der Fußboden im Flur des als „Haus zu den Schwänen“ bekannten Wohngebäudes, in dem man

eine Graphik entdecken kann, die dem Davidsstern gleiche. Ob diese Deutung zutrifft, erregt Zweifel. Diese sind zumindest teilweise darauf zurückzuführen, dass die Landeshuter Juden keine Orthodoxen waren und, laut manchen Geschichtswissenschaftlern, die Glaubenspraktiken aufgaben.



Albert Hamburger A.-G.
Mechanische Leinenweberei, Färberei und Ausrüstungsanstalt
Landeshut in Schlesien

Die Firma ist wie alle schlesischen Großbetriebe der Leinenindustrie aus der Handweberei hervorgegangen. Sie wurde im Jahre 1872 als offene Handelsgesellschaft gegründet und im Jahre 1922 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Die große Nachfrage nach Leinstoffen in der Vorkriegszeit erforderte Jahr für Jahr erhebliche Betriebserweiterungen und fortlaufend technische Erneuerungen und Verbesserungen. Die Leiter des Werkes haben aber ihr Hauptaugenmerk nicht auf eine übermäßige Produktionsvergrößerung gerichtet, sondern auf die qualitative Ausgestaltung der Weberei und namentlich der Ausrüstungsbetriebe. Gerade die Spezialisierung in der Veredlung leinener Stoffe hat den Ruf der Fabrikate der Albert Hamburger A. G. im In- und Ausland gegründet und befestigt.

Der Export geht nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach den nordischen Ländern Europas und dem Balkan.

Das erforderliche Garnmaterial liefert der Weberei zum großen Teil eine eigene Leinengarnspinnerei in Ober-Adersbach.

Werbekarte der Fabrik Hamburgers, eines der Mitstifter der Inneneinrichtung der Villa Gerhard Hauptmanns – des schlesischen Nobelpreisträgers, der in Agnetendorf (Jagniątków) wohnte.



Oben: gegenwärtige Ansicht des ehemaligen Hauses Rinkels.

Nebenan ein Fragment der Ausstellung im Webereimuseum in Kamienna Góra, gewidmet der Tätigkeit Grünfelds.





*Ein ehemaliges Fabrikantenhaus in Landeshut (Kamienka Góra)
– heute ein Wohn- und Dienstleistungsgebäude.*

*Nebenan: „Haus zu den Schwänen“ – eindeutige Jugendstilelemente,
ohne typisch jüdische Verzierungen. Laut Stadtchroniken befand sich
früher im Hinterhof ein Garten des wohlhabenden Besitzers.*



Jelenia Góra (Hirschberg) – Hausschmuck

Obwohl die jüdische Gemeinschaft in Hirschberg weniger wohlhabend war als die in Landeshut, blieben hier die für Wohnhäuser jüdischer Einwohner typischen Accessoires erhalten.

An einigen Stellen bleiben Elemente des Hausschmucks übrig. In den Häusern wohnten aller Wahrscheinlichkeit nach stolze, jüdischstämmige Hirschberger, die reich genug waren, um sich Schmuck an den Fassaden beziehungsweise effektvolle Veranden oder sich graphisch am Davidsstern orientierende Dachtraufen zu leisten.

Erhalten geblieben sind sie unter anderen an einer Wohnhausdachtraufe in der Grabowskiego-Strasse, einer Hausfassade in der Wiejska-Strasse und an Holzveranden, die fast einhundert Jahre in einem recht guten Zustand an den Strassen Drzymały und Wolności überstanden haben.

Das höchst effektvolle Gebäude von allen, die jüdischen Eigentümern gehörten, ist zweifelsohne das ehemalige Hotel in Cieplice (Bad Warmbrunn), in dem heute das Kinderheim „Dąbrówka“ untergebracht ist.

Im Zentrum der Stadt blieb wiederum ein eindrucksvolles Gebäude (heute ein Wohnhaus) erhalten, das als Mikwe (traditionelles jüdisches Tauchbad) erbaut wurde. Es ist unbekannt, wie lange es diese Funktion erfüllte, denn obwohl Überlieferungen aus späterer Zeit es als ehemaliges Badehaus erwähnen und das Vorhandensein von einzelnen Badewannen in den Räumen bestätigen, schweigen Chronisten darüber, ob es als Mikwe benutzt würde.



Oben: Holzschmuck unter der Dachtraufe eines Wohnhauses in der Grabowskiego-Strasse – laut Überlieferung das ehemalige Rabinerhauses.

Unten: Der Davidsstern auf einer Fassade in der Wiejska-Strasse.

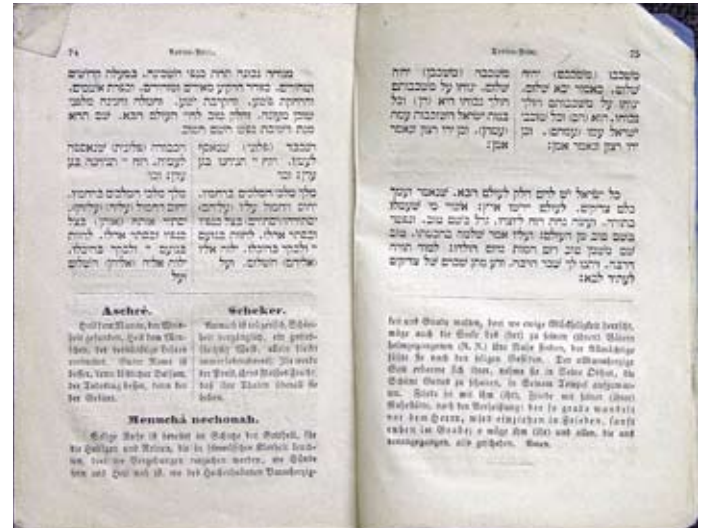


*Effektvoller
Verandenschmuck in der
Drzymały-Strasse in Jelenia
Góra – erkennbar Elemente,
die sich graphisch auf den
Davidsstern beziehen.*





Veranda eines Wohnhauses an der Wolności-Strasse – die sich an den Davidsstern anlehnenden Verzierungen sind etwa 100 Jahre alt.



Zweisprachiges jüdisches Gebetbuch, das auf Hebräisch und Deutsch in Hirschberg erschienen ist.



Wie kompliziert die Eigentümerverhältnisse an geerbten Immobilien und das Erbrecht sein können, zeigt die Geschichte der ehemaligen Mikwe, die schon vor Jahrzehnten (noch vor 1945) aus dem jüdischen Eigentum ausgeschieden war. Trotzdem erkannte die Regulierungskommission für Angelegenheiten der jüdischen Glaubensgemeinden in einer Entscheidung vom 10. Oktober 2003 den Rechtsanspruch der jüdischen Gemeinde auf das Wohngebäude an der Langege-Strasse 16 in Jelenia Góra-Cieplice (Bad Warmbrunn)

an. Da das Objekt als Kommunalwohnungen diente, hatte man nach einer Mediation zwischen der Stadtverwaltung und der Gemeinde, vertreten durch die Stiftung zum Schutz Jüdischen Erbes aus Warschau, am 28. November 2006 eine Vereinbarung abgeschlossen. Laut notarieller Urkunde verzichtete die Gemeinde auf ihre Rechte auf das Gebäude in der Langege-Strasse, dafür übernahm sie aber einen Seitenflügel der ehemaligen Mikwe am Platz Wszyńskiego 37.



Das gegenwärtige Kinderheim „Dąbrówka“. Früher das jüdische Erholungsheim von Gebrüder Barasch.



Das in einem weiten Park an der Grenze zwischen Bad Warmbrunn und Giersdorf (Cieplice und Podgórzyn) gelegene Haus der Familie Barasch wurde nach dem Krieg für die Zwecke der Kinderpflege umgestaltet (alte Ansichtskarten vom Anfang des 20. Jahrhunderts).



Holzement-Bedachungs-Erfindungs-Patente: Kaiserreich Oesterreich,
Königreiche Ungarn und Böhmen, Wien und Budapest.

CARL SAMUEL HAEUSLER.
Hirschberg i. Schles.,
Inhaber des
Königl. Preuss. rothen Adlerordens IV. Classe.

Erster Champagner-Fabrikant
in Schlesien.

Erfinder des Obstweins, der Frucht-Säfte
und des
Rosshaar-Grases,
sowie Erfinder der nur allein
echten flachen Holzement-Bedachung,
dreimal patentirt, concessionirt und vielfach prämiirt
in
London, Atlanta, Cassel, Moskau, Lissabon, Wien,
und ist privilegirt für die k. k. Oesterreichische Monarchie.

Ich beehre mich, die Aufmerksamkeit auf diese feuersicheren, in die erste Hauptklasse erhobenen
wasserdichten und unverwüthlichen flachen Dächer zu lenken, welche nach Carl Samuel Haeusler's Er-
findungs-System (in 4 Lagen echtem Holzement und 4 Lagen Papier) prompt ausgeführt werden.
Ich bitte freundlich um geehrte Aufträge.

Mathilde von Schmeling, verwittwete Haeusler,
Fabrikbesitzerin und alleinige Geschäfts-Inhaberin der Firma:
Carl Samuel Haeusler in Hirschberg in Schlesien.
Haupt-Niederlage: Breslau, Tauenzienstrasse 65.

25jähriges Geschäftsjubiläum 10. August 1865.

Carl Samuel Häusler war ein angesehener Bürger, Hersteller von Holzzement (eine Art Schweißnaht zur Dachdichtung) und – wie er nicht ohne Stolz in seinen Anzeigen hervorhob – Träger der vierten Klasse des Ordens vom Weißen Adler. Er war auch „der erste Champagner-Hersteller in Schlesien“.

Wie diese im Hirschberger Adressbuch vom Jahre 1875 abgedruckte Präsentation zeigt, war C.S. Häusler eine unkonventionelle Persönlichkeit, die einen hohen Stellenwert in der örtlichen Gemeinschaft hatte. Dies beweist, dass niemand zu jener Zeit daran dachte, ihn seiner jüdischen Herkunft wegen anzuprangern.

Aus späteren Notizen über die Firma (nach dem Zweiten Weltkrieg entstand an ihrer Stelle ein Betrieb der Zentralkeller für Importierte Weine) folgt, dass „das Unternehmen arisch wurde“. Es bleibt jedoch unbekannt, ob das Produzentenvermögen nationalisiert oder auch durch die Erben verkauft worden ist.

Gerhart Hauptmann und die Juden

Der in Schlesien, in Agnetendorf (heute Jagniątków) in dem Riesengebirge ansässige Nobelpreisträger (1912) verdiente sich Achtung nicht nur wegen der literarischen Begabung, aber auch – oder sogar vor allem – wegen seinem außerordentlichen politischen Sinn.

Geschätzt von den Deutschen lange vor der Herrschaft des Nationalismus, war er auch nach 1937 von den Nationalsozialisten geduldet. Und – was besonders extraordinär unter diesen Umständen war – geachtet von den Russen, die nach Besetzung dieser Gebiete ihn nicht nur in seinem Anwesen weiter leben ließen; auch im Rang höchste Vertreter der russischen Kriegskommandantur besuchten ihn, um Dispute zu führen. Nach Hauptmanns Tod (1946) durfte seine Witwe Margerita das Vermögen aus dem „Wiesenstein“ (so hieß die Agnetendorfer Villa) nach Belieben ausführen. Von dem Bahnhof in Jelenia Góra fuhr ein langer Zug nach Westen, der die sterblichen Überreste des Dichters und den gesamten, durch die Witwe eingepackten Besitz beförderte.

Ein weniger bekannter und zumindest ebenso interessanter Aspekt sind Hauptmanns Beziehungen zu den Juden (die Nationalsozialisten drückten bei diesen „Launen“ des Dramaturgen die Augen zu).

Der charakteristische Schmuck im Wiesensteiner Flur, bekannt als „Paradiessaal“, wurde von Avenarius angebracht, einem in Greiffenberg (Gryfów Śląski) geborenen, zu jener Zeit populären Künstler. Die Verzierungen waren 1922 ein Geburtstagsgeschenk für den Nobelpreisträger. Avenarius war aber nicht der Schenker – für seine Arbeit wurde er von zwei Freunden

Hauptmanns belohnt (angeblich mit einer Summe von über 20.000 Mark).

Beide waren Juden. Max Pinkus, ein Unternehmer aus Neustadt O.S. (Prudnik) im Opper Land, und Max Hamburger, ein Kaufmann aus Landeshut (Kamienna Góra), legten für dieses originelle Werk zusammen. Über Hamburger, einen Fabrikant und geschätzten Schirmherr zahlreicher Vorhaben, kann man so einiges aus den Dokumenten im Museum in Kamienna Góra erfahren. Und die Verbindung Hauptmanns zu Max Pinkus hätte ihn vor den Nationalsozialisten belasten müssen, hätten sie diese sehen wollen. Der in Schlesien und dem Opper Land allgemein bekannte Menschenfreund war ein Verehrer Hauptmanns und seines Schaffens und Veranstalter einiger Ausstellungen (unter anderen einer Großausstellung in Breslau (Wrocław) im Jahre 1922 und in Leipzig 1927). Die Presse berichtete, dass diese Veranstaltungen ohne Exponate aus Pinkus' Sammlung (z.B. der wertvollsten Erstausgaben) unmöglich gewesen wären, genauso wie die Ausstellung in New York, 1932.

Auch Hauptmann machte seinem Freund verschiedene Avancen – widmete ihm seine Gedichte, nannte ihn „den Tempelmagier“ (die Bezeichnung „Tempel“ bezog sich auf Pinkus' Bibliothek und die darin gesammelten Werke Hauptmanns). Er verweigerte ihn auch in seinen Dramen. Die einzige positive Persönlichkeit in „Die schwarze Maske“, neben Kreaturen und Provinzlern, ist Löwel Perl, ein Humanist und großzügiger Weiser – das Aussehen und Charaktereigenschaften lieh ihm Pinkus, der als Ehrengast an der Uraufführung in Wien am 3. Dezember 1929 teilnahm. Als zentrale Gestalt

tritt Pinkus in dem Drama „Vor Sonnenuntergang“ hervor (Uraufführung am 16. Februar 1932 in Berlin). Die Darstellung der Ereignisse (späte Liebe, versuchter Selbstmord, misslungener Eheversuch) stimmte so weit mit Pinkus' Lebenslauf überein, dass es keine Zweifel bezüglich der Persönlichkeit gegeben hat, die in dem Werk – wie Kritiker schrieben – „unsterblich gemacht wurde“. Das dritte Pinkus gewidmete Werk war der Einakter „Die Dunkelheiten“ – wenig bekannt, doch interessant, denn der Nobelpreisträger befasst sich darin kritisch mit dem seit Januar 1933 empfundenen Kesseltreiben gegen Juden, unabhängig von deren Beitrag zur Kultur und Wirtschaft Deutschlands. Die Klage ist verhüllt, doch lesbar. Bei der Beerdigung Pinkus' war Hauptmann der einzige Nicht-Jude.

Es gab auch andere Beziehungen Hauptmanns und seiner Familie zu Juden, nicht alle so transparent und eindeutig. Ein offenes Geheimnis war sein Verhältnis mit einer jungen Schauspielerin jüdischer Herkunft Ida Orlov, das ein Kind zur Folge haben sollte. Die Vaterschaft erkannte Hauptmann nie an und seine Frau Margerita bekämpfte diese Informationen verbissen. Ida Orlov und ihre Familie haben, verfolgt von Nationalsozialisten, den Krieg nicht überlebt.

Der Dichter konnte aber vor der Tragödie einen seiner Söhne, verheiratet mit Jüdin aus bekannter Künstlerfamilie, retten. Als in Deutschland ethnische Säuberungen angefangen hatten, besorgte er für den Sohn und seine Frau Arbeitsstellen in einem AEG-Betrieb. Eine Ironie des Schicksals war, dass der Konzern seinerzeit von Emil Rathenau gegründet wurde, einem liberalen Jude, Minister der Weimarer Republik, der 1922 in einem Attentat starb. Entfernte Verwandte der Schwiegertochter bekamen keine Unterstützung und kamen im KZ Theresienstadt (Terezín) ums Leben.

Nebenbei gesagt, ging Rathenaus Familie in die Geschichte des Wiesensteins ein, als sein Sohn Walther Hauptmann große, damals ultramoderne Glühbirnen schenkte. Die Lampen, die die Villa ausgezeichnet beleuchteten, sind auf vielen Aufnahmen zu sehen, denn aufgrund ihrer Fortschrittlichkeit galten sie als Verzierung und wurden nicht mit Lampenschirmen überdeckt.



Ein Fragment des Wandgemäldes im Paradiessal, gemalt von Avenarius, gestiftet von Pinkus und Hamburger.



Schlesische Nobelpreisträger jüdischer Herkunft

Viele der Nobelpreisträger, die im verschiedenen Zeiten mit Schlesien verbunden waren, waren jüdischer Abstammung – es war ein offenes Geheimnis, auf das die Deutschen nicht immer stolz waren.

Reihnard Selten – Nobelpreis 1994 für Ökonomie – geboren 1930, war Sohn eines jüdischen Buchhändlers aus Breslau, der in den dreißigen Jahren des 20. Jahrhunderts seinen Laden zwangsverkaufen musste.

Otto Stern – Nobelpreis 1943 für Physik – wanderte 1933 in die Vereinigten Staaten aus. Vorher war er Gymnasiast und anschließend Student der physischen Chemie in Breslau.

Max Born – Nobelpreis 1954 für Physik – stammte aus Breslau als Sohn eines jüdischen Professors für vergleichende Anatomie an der dortigen Universität.

Paul Erlich – Nobelpreis 1908 für Physiologie und Medizin – stammte aus einer jüdische Familie, die in Strehlen (Strzelin) Liköre herstellte.

Konrad Bloch – Nobelpreis 1964 für Physiologie und Medizin – geboren in einer jüdischen Familie in Neisse (Nysa).

Fritz Haber – Nobelpreis 1919 für Chemie – entstammte einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie aus Breslau. Leider trugen seine Erfindungen zum deutschen Einsatz von Kampfgasen in dem Ersten Weltkrieg bei – unter anderen bei Ypern – wodurch die Alliierten ihn für einen Kriegsverbrecher erklärten.

Juden in Niederschlesien nach 1945

Laut Geschichtswissenschaftlern war in den Jahren 1945–65 die jüdische Gemeinschaft in Niederschlesien die stärkste Polens. Möglicherweise folgte dies daraus, dass zahlreiche Vertreter dieser Gemeinschaft im Osten Polens während des Zweiten Weltkrieges durch die Nationalsozialisten ermordet wurden. Als wiedergewonnene Gebiete galt dann Niederschlesien als eine Region, wo man neu anfangen konnte – selbst wenn auch hier vor 1945 die Juden auf diverse Weisen verfolgt wurden und während der berühmten Reichskristallnacht jüdische Friedhöfe, Synagogen und Wohnhäuser zertrümmert beziehungsweise stark beschädigt wurden.

Auch viele ehemaligen Häftlinge des KZ Groß Rosen entschieden sich nach 1945, nicht in ihre ursprünglichen Wohngebiete zu ziehen. Allein diese Gruppe zählte nach einer Schätzung circa 6.000 vor dem Tod Bewahrten jüdischer Herkunft.

Unter der Führung von Jakub Egit entstand im Juni 1945 das Jüdische Komitee der Woiwodschaft Niederschlesien, das den Juden bei der Niederlassung Unterstützung anbot. Diese siedelten sich hauptsächlich in den Kreisen Dzierżoniów (Reichenbach im Eulengebirge), Wrocław (Breslau), Wałbrzych (Waldenburg), Legnica (Liegnitz), Kłodzko (Glatz), Złotoryja (Goldberg in Schlesien) und Ząbkowice (Frankenstein) an, und die gesamte Anzahl der Niederlassungen wurde auf 80.000–100.000 geschätzt. Eine genauere Bestimmung dieser Zahl kann aufgrund unzähliger Blitzmigrationen in dieser Zeit nicht glaubhaft ermittelt werden.

Alleine in Dzierżoniów sollte damals mehr Juden (16.000) als in Wrocław (15.000) gewohnt haben, nicht viel weniger in Wałbrzych (etwa 10.000). Ein eigenartiges Rätsel bleibt für die Geschichtswissenschaftler die Tatsache einer nicht besonders zahlreichen, aber dennoch vorhandenen Gruppe deutscher Juden, die in der Nachkriegszeit als eingeborene Deutsche behandelt und nach Deutschland umgesiedelt wurden.

Schnell entstanden diverse jüdische Organisationen, darunter die Gesellschaft für Gesundheitsschutz der Jüdischen Bevölkerung, die Ärztehäuser, Ambulanzen und sogar Sanatorien sowie Kinderheime und Horte gründete; in Wałbrzych entstand auch der jüdische Dawid-Guzek-Friedhof.

Bereits 1946 leitete das Jüdische Komitee der Woiwodschaft Niederschlesien 23 Schulen mit Jiddisch als Unterrichtssprache, kurzlebig auch eine Ballettschule (Wrocław) und zwei Musikschulen (Wrocław und Wałbrzych). In kurzer Zeit entstanden 70 Brangengenossenschaften. Auch eine Organisation für Schöpferische Entwicklung wurde ins Leben gerufen.

In den schwierigsten Nachkriegsjahren blühte das kulturelle Leben auf: jüdische Theater entstanden in Wrocław das Niederschlesische Jüdische Theater, in Dzierżoniów das Mikt und in Wałbrzych das Renaissance-Theater, auch zwei Zeitschriften erschienen – eine auf Jiddisch („Niderszlezje“), die andere auf Polnisch („Nowe Życie“).

In den eingefahrenen Gleisen bewegte sich das religiöse Leben, Rituale und Bräuche (Trauungen, Beisetzungen, Beschneidungen) wurden zelebriert, koschere Kantinen und Schlachthöfe waren in Betrieb, ebenso die Mikwen.

In diesem Idyll entstanden dann die ersten Risse. Separatismusansuldigungen einerseits, der Emigrationswille andererseits, verursacht durch das Streben nach Zusammenführung der Familien sowie die auf der Verschärfung des politischen Kurses nach 1946 beruhende Furcht. Es wurde berechnet, dass nach der Wende 1946/47 (nach dem Pogrom von Kielce) etwa 35.000 Juden Niederschlesien verließen, nach Deutschland, Österreich oder Italien auswandernd. Als die Regierung 1949 einer offiziellen Migration nach Israel zustimmte, gingen weitere 16.000 außer Landes.

Trotzdem festigte sich das Leben der jüdischen Gemeinschaft. Aufgrund der sinkenden Anzahl und

Vielfalt jüdischer Organisationen, konzentrierte sich seit 1950 ihr Wirken um die Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Juden in Polen. Ein Dutzend Synagogen standen offen, Rabbiner waren tätig. Als Folge eines Abkommens zwischen Polen und UdSSR kamen 1957 noch circa 13.000 Juden nach Niederschlesien, die Mehrheit von ihnen wanderte jedoch dann gleich weiter. In den sechziger Jahren spitzte sich der politische Kurs weiter zu, 1966 schloss man die Synagoge zum Weißen Storch in Wrocław. Nach den Ereignissen vom März '68, infolge von Ausgrenzung und Zionismusansuldigungen, sind nach weiteren Emigrationswellen in Niederschlesien nur noch circa 3.000 Juden verblieben.

Eine klare Folge dieser Wandlung war Anfang der siebziger Jahre die Schließung jüdischer Friedhöfe – formell wurden sie zwar nicht aufgelöst, aber traditionelle Beerdigungen fanden nicht mehr statt.



Die Tischplatte – ein Exponat im Museum in Lubań, das einzige heute bekannte Judaicum in der Stadt.

Die Rückkehr

Nach langen Jahrzehnten, in denen man über die Juden, die jüdische Kultur und Andenken ihres Aufenthalts in Schlesien mit diversen Spuren der Erregung sprach, gewinnt heute die Neugierde über „jene Welt“ gleichermaßen im Norden und im Süden des Riesengebirges die Oberhand.

„Die jüdische Kultur im polnisch-tschechischen Grenzgebiet“ ist ein Schlagwort, das scheinbar nur schwer mit einem Inhalt erfüllt werden könnte. Die jüngere Bewohner von Jelenia Góra wissen in der Regel sehr wenig über die jüdische Kultur ihrer Heimat, die Älteren – ebenso...

Ein Beweis für die Neugierde ist das Festival Jüdischer Kultur, das bisher zweimal stattgefunden hat – 2012 und 2013.

Das Festivalprogramm im Jahre 2013 bestand aus gerade mal ein paar Punkten: einem Konzert der Musikgruppe Mackie Messner Klezmer Band, der Erzählung jüdischer Gleichnisse, einer kurzen Sitzung mit Wissenschaftlern der Jagiellonen-Universität, Julia Makosz („Religiöser Lebenszyklus der Juden“) und Dr. Przemysław Piekarski („Schmonzes – worüber die Juden lachen“), begleitet von einer Theatertruppe von Jugendlichen aus Jelenia Góra und dem tschechischen Turnov (Turnau) sowie einer Filmpräsentation über tschechische Denkmäler, die das Leben dortiger Juden dokumentierten.

Das Festival erwies sich als eine bedeutende Veranstaltung. Wieso? Laut einiger Publizisten sei es

auf das Bewusstsein zurückzuführen, dass die jüdische und die polnische Kultur sich über Jahrhunderte gegenseitig vermischt – dies ermuntere dazu, diese Werte „tastend“ zu suchen. Das Erfolg ist teilweise auch dem über zwei Jahrzehnte alten Krakauer Festival der Jüdischen Kultur zu verdanken, das für ergreifende und berühmte Musikfilme und Opern bekannt ist. Wer hörte denn nicht über „Anatevka“ oder „Der Zauberer von Lublin“?

Vielleicht ist ein Teil der Antwort auch die wachsende Beliebtheit von Volksmusik, und die jüdische Musik ist gleichzeitig „unser“ und „exotisch“? Die Musik und die Spiele – wie zum Beispiel die sogenannten *dreidle*, Holzteine mit hebräischen Buchstaben – sind interessant, denn unbekannt.

Und die ernsthafteren Akzente – Präsentationen der Universitätswissenschaftler: Julia Makosz und Przemysław Piekarski.

Julia Makosz: „Religiöser Lebenszyklus der Juden“

Ab den ersten Tagen nach der Geburt bis hin zum Tode unterliegt das physische und geistliche Leben der Juden eindeutig festgesetzten Regeln und einer Symbolik – dies betrifft stärker die orthodoxen Vertreter dieses Volkes, doch auch diejenigen, die mit dem Glauben weniger fundamentalistisch umgehen, sind von diesen Grundsätzen nicht frei. Tatsache ist, dass es in der Symbolik der jüdischen Existenz keinen Platz für Emanzipation gibt. Die Beschneidung (am

8. Tag nach der Geburt) ist allein für Jungen vorgesehen, ebenso wie der Brauch des Knabenkaufs für 5 Schekel, das erste Schneiden der Haare, wenn der Junge das dritte Lebensjahr vollendet und zum ersten Mal die Kippa aufsetzen darf. Erst wenn das Mädchen 12 Jahre alt wird und der Junge 13, kommt ein für die beiden ähnliches Ritual zum Vorschein – *bat micwa* für das Mädchen und *bar micwa* für den Knaben. Selbst in diesem Fall hat die Jungen-Feier eine andere, gewichtigere Bedeutung; außerdem wurde die Mädchen-Feier erst im 20. Jahrhundert eingeführt.

Für beide Geschlechter bedeutet sie das Erreichen der Schwelle zum religiösen Erwachsenenalter, zu symbolischen Befugnissen – zum Beispiel die Tora öffentlich vorzulesen und Kommentare zu den Versen äußern zu dürfen – aber auch zu Pflichten – unter anderen die strengen Fastenregeln zu beachten.

Dann die Hochzeit, mit einem Ehestifter oder einer Ehestifterin, unbedingt unter einem Baldachin, bevor eine kurze Isolation des jungen Paares, die während der letzten Woche vor der Eheschließung einander nicht sehen sollen, und weitere Rituale während der Feier – wie das Befestigen des Schleiers an dem Kopf der Braut durch den Bräutigam, um den in den Büchern beschriebenen Fehler zu vermeiden, dass der Bräutigam Lea heiratete, obwohl er Rachela liebte... Vor der Trauung gibt es ein Ritualbad in der Mikwe, danach das erste gemeinsame Mahl der beiden, fern vom Hochzeitstrubel.

Rituale und Symbole... Keins von ihnen wird als Beschwerlichkeit empfunden, jedes wird weder trivialisiert noch kommerzialisiert.



Die Quelle der Symbole ist die Bibel, das ununterbrochene Lesen der Schrift, der Bezug auf Ereignisse wie die Zerstörung des Tempels als eine seit Jahrtausenden gültige Zäsur. Wahrscheinlich aufgrund solcher Analysen wird für eine Hochzeit der Dienstag bevorzugt – als dritter Wochentag, an dem der Gott zweifach erleichtert aufatmete, als er fest-

stellte, dass sein Werk planmäßig ablief. Zwar werden am Hochzeitstag aus praktischen Gründen in der öffentlich vorgelesenen Ketubba die Voraussetzungen für eine eventuelle Scheidung erwähnt, doch keiner sieht darin ein schlechtes Vorzeichen für den abzuschließenden Ehevertrag.

Der Lebenszyklus wiederholt sich über die Generationen. Es gibt darin auch Platz für Chewra Kaddischa, eine Gesellschaft, die die verstorbenen Juden auf ihren letzten irdischen Weg vorbereitet. Bescheiden muss er sein, damit im Himmel alle in ähnlicher Kleidung erscheinen, denn – nach einem alten Sprichwort – „hat das Leichentuch keine Taschen“. Und da der in dem Grab ruhende Körper mit der Erde Kontakt haben muss, wird der Sarg mit zahlreichen kleinen Löchern versehen. Dann kommt die Zeit für ein Kaddisch Jatome, ein Trauergebet, das der Sohn für 11 Monate nach dem Tod eines Elternteils Tag für Tag und an jedem Jahrestag des Todes betet. Und für die kleine Felsenstücke, die die Friedhofbesucher manchmal auf ein Grab in der Annahme legen, dass „wenn Gott ein Fels ist, die menschliche Seele ein Bruchstück von ihm ist“.

Jüdische Religionszeichen drängen tief in den Alltag ein, wie zum Beispiel der Davidsstern – ein Schutzschild, oder die Menora – der siebenarmige Leuchter, ein Symbol des brennenden Dornbusches, aber auch erweitert um die Bedeutung der sechs Schöpfungstage und des siebten – des Leuchterstammes – des an Gott gerichteten Lichtes.

Die Stärke der Bindung an die Symbolik, das Brauchtum und die Rituale zeigt unter anderen die Tatsache, dass selbst während des Holocaustes –

trotz des Bewusstseins, dass die Beschneidung einen Nachweis ihrer Abstammung und damit einen sicheren Tod bedeutete – unterzogen die Juden ihre Kinder dieser Behandlung in der Annahme, es sei wichtiger, von Gott erkannt zu werden als für den Feind unerkannt zu bleiben. Und hungrig bis an die Grenze der menschlichen Widerstandsfähigkeit beachteten sie das gebotene Fasten, obwohl ihr Leben ein dauerhaftes Fasten war. Viele lehnten den Verzehr von stärkenden Suppen ab, die mit Pferdefleisch gekocht nicht kosher waren.

Vielleicht steckt darin das Überlebensphänomen des Volkes, das durch die Nationalsozialisten so grausam bekämpft wurde?

Oder liegt es an einem fesselnden Sinn für Humor, an der Fähigkeit, die eigenen Eigenschaften und Laster zu verspotten, an der Distanz zu sich selbst und zu den bekannten Werten?

Przemysław Piekarski: „Schmonzes – worüber die Juden lachen“

Kurz gesagt – über alles! Selbst der Schöpfer ist nicht davon frei, in einigen Witzen herbeigerufen zu werden, allerdings immer taktvoll und feinfühlig.

Ein Jude an Gott: – Was soll ich tun, o Herr, mein Sohn hat sich taufen lassen... – Keine Ahnung – kommt die Antwort – meiner auch...

Trotzdem stoßen solche Witze selbst bei Orthodoxen nicht auf Verurteilung. Szalom Asz verspottete in seinen Büchern sogar Ereignisse, die während der Welterschöpfung stattgefunden haben konnten. Der jüdische Skandalist war Autor eines Dramas, dessen

zentrale Gestalt – ein Jude – ein Freudenhaus betreibt. Der Nobelpreis-Kandidat erhielt den Orden Polonia Restituta.

Aber Juden verehren zartes Gespött unter der eigenen Adresse, besonders, wenn es Charaktereigenschaften enthüllt, die ihnen in jeder Notlage einen Ausweg finden lassen – wie im Folgenden:

Ein Jude – Hofnarr, der beliebte Spaßvogel des Königs, fiel in eine so tiefe Ungnade, dass ihn der Machthaber zum Tode verurteilte. In Anbetracht seiner früheren Verdienste ließ ihm der König die Todesart wählen. – Wenn es so ist, wünsche ich mir an Altersschwäche zu sterben – sagte der Hofnarr.

Schmonzes ist eine Art Witz, der im Unterschied zu den Witzen über Juden als ein jüdischer Scherz verstanden werden soll. Wie zum Beispiel:

Während andauernder Dürre kamen Bauernvertreter zum Rabbi mit der Bitte um das Wunder, dass es regnete. Als der Rabbi einen blauen Himmel sah, sagte er entschieden, es werde kein Wunder passieren, denn die Abgesandte seien nicht festen Glaubens.

– Doch, deswegen sind wir zu dir gekommen – empörten sie sich.

– Wenn dies so wäre – erwiderte er – hättet ihr Regenschirme dabei.

Aber Schmonzes soll eher als eine Kabarettetüde und nicht als kurzer Witz verstanden werden. In den zwanziger und dreißiger Jahren gewannen Kabarette und manche Schauspieler an Beliebtheit unter ande-

ren dank solcher kurzen Werke.

Die Situation wurde wundersam, denn die viel besuchten Kabarette wurden gleich von zwei Seiten angegriffen. Die Juden sahen darin oft ein Anzeichen von Nationalismus und Diskriminierung, während die Polen die Kabarette für die Verbreitung des jüdischen Sinns für Humor verurteilten. Die Versöhnung hat das polnisch-jüdische Publikum, friedlich lachend bei den Aufführungen geschafft.

„Humorelemente findet man selbst im Talmud vor. Wieso wundert es, wenn die Juden sich im Alltag gnadelos verspotten?“ – fragen die Kenner.

„Die dauerhafte Freude ist das große Gebot“ – lautet die Antwort, wenn einer für das Gespötttreiben missbilligt wird. Dabei wird auf die Worte von Sigmund Freud (der ebenfalls Jude war) hingewiesen, dass „der jüdische Scherz eine tödlich ernsthafte Sache ist“.

Beide Länder – Polen und Tschechien – stehen sich nicht nur geographisch nahe. In ihren Grenzen gibt es Orte, an die man sich erinnern sollte, auch wenn es einfacher wäre, sie zu vergessen. Auf der polnischen Seite sind es zahlreiche Kleinstädte des sogenannten Ostpolens, bewohnt durch jüdische Familien, aber auch Auschwitz (Oświęcim), Majdanek und Treblinka. Auf der tschechischen – Turnau (Turnov), *Jitschin (Jičín)*, Horicin, Reichenberg (Liberec), Jungbunzlau (Mlada Boleslav), wo Juden lebten. Und Theresienstadt (Teresin), wo sie starben. Aus der Zeitperspektive erscheinen ihr Leben und ihr Tod ganz anders.



In dem Schlösschen hatte bis Ende der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts das lokale Jüdische Komitee in Jelenia Góra seinen Sitz. Später befand sich hier ein Kindergarten, heute steht es im Privateigentum.

*Der Verfasser bedankt sich bei den Leitern und den Mitarbeitern der Museen in Kamienna Góra, Jawor und Jelenia Góra für ihre Freundlichkeit und weitgehende Hilfe.
Die Ansichtskarten von Landeshut entstammen der Sammlung von Józef Chęć.*

Literatur

Die talmudischen Haggadoth: Volkserzählungen, Märchen, Legenden, Gleichnisse, Aphorismen und Sprichwörter gewählt aus Talmud, Bearbeitung und Auswahl Jehoszua Chone Rawnicki, Chaim Nachman Bialik; Übersetzung Michał Friedman, Wydawnictwo Dolnośląskie, Wrocław 2005; ISBN 837384189X

Arkadiusz Baron, *Max Pinkus – Śląski przemysłowiec i mecenas kultury*, Verlag MS, Opole 2008; ISBN 9788388945823

Eleonora Bergman, Jan Jasielski, *Zachowane synagogi i domy modlitwy w Polsce, katalog*, Żydowski Instytut Historyczny, Warszawa 1996, ISBN 838588233

Gerhart Hauptmann i śląscy nobliści / Gerhart Hauptmann und schlesische Nobelpreisträger / Gerhart Hauptmann and Silesian Nobel Prize winners, Sammelwerk unter der Redaktion von Sławomir Tryc und Julita Izabela Zaprucka, Übersetzung Tomasz Cel, Sławomir Tryc, Agnieszka Krajeńska; Stadtmuseum Gerhart-Hauptmann-Haus, Jelenia Góra 2013; ISBN 9788392246374

Max Pinkus we wspomnieniach, Sammelwerk unter der Redaktion von Arkadiusz Barona und Julita Izabela Zaprucka, Reihe *Gerhart Hauptmann i przyjaciele*, Bd.1; Stadtmuseum Gerhart-Hauptmann-Haus, Jelenia Góra 2010; ISBN 9788392246336

Śladami wielkiego dziedzictwa: o pisarstwie Carla i Gerharta Hauptmannów, Sammelwerk unter der Redaktion von Edward Białek, Krzysztof A. Kuczyński und Cezary Lipieński, Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe „Atut“, Wrocław 2001; ISBN 8387299626

Alan Unterman, *Żydzi: wiara i życie*; Übersetzung Janusz Zabierowski, Książka i Wiedza, Warszawa 2002; ISBN 830513248X

Leszek Ziátkowski, *Żydzi w Jaworze*, Gemeinde Jawor 2010

Die Veröffentlichung ist erschienen dank finanzieller Unterstützung von



und
AVRENTIM spółka z o.o. mit Sitz in Warszawa,
Witold Gawęda
Andrzej Idziak

Text und Bebilderung
Cezary Wiklik

Die Publikation wird gleichzeitig in der polnischen Sprache veröffentlicht sowie auf Englisch in der Übersetzung von Sylwia Wesołowska-Betkier und auf Deutsch in der Übersetzung von Agnieszka Turakiewicz

Die elektronische Version des Buches kann als PDF-Datei heruntergeladen werden:
<http://jbc.jelenia-gora.pl/dlibra/collectiondescription?dirids=700>
www.szalom.eu

Ausführung:
AD REM
58-500 Jelenia Góra, ulica Okrzei 12
www.adrem.jgora.pl

© Fundacja Rojt, 2014

ISBN 978-83-939143-2-6

Herausgeber:
Fundacja ROJT
ul. Elektoralna 13/103, 00-137 Warszawa
Oddział Śląski
58-500 Jelenia Góra, ulica Sobieskiego 56/58
www.szalom.eu
info@szalom.eu